



XXL-LESEPROBE

“DIE ZWEI LEBEN  
DER ESTHER K.”

VON IDA PETRAT

## KAPITEL 1

### JONATHAN, 1987

Esther holte zwei der Kissen, mit denen meine Mutter die harten Plastikstühle auf der Terrasse polsterte. Die legten wir nebeneinander über die aus der Erde ragenden Wurzeln und setzten uns darauf. Unsere Schultern stießen fast unmerklich aneinander, sobald einer von uns sich nur ein wenig bewegte. Diese Berührungen kitzelten in meinem Bauch. Ich fühlte mich wohl unter der Trauerweide. Sie stand neben der Hecke zur Straße und ihre Zweige reichten bis auf den Boden. Jetzt im Frühjahr machten frische Blätter und letzte Blüten ihre Krone so dicht, dass uns von außen

keiner bemerkte. Der Baum diente uns seit knapp sechs Jahren als Geheimversteck. Damals besuchte Esther mich das erste Mal, weil ihre Mutter noch arbeiten musste, als der Kindergarten schloss. Und seitdem war sie meine beste Freundin.

Jetzt gingen wir beide in die Klasse 4b der einzigen Grundschule im Ort. Die anderen Jungen aus unserer Klasse spielten nur mit Jungen, nicht mit Mädchen. Esthers und meine Freundschaft galt daher als etwas Besonderes und das machte uns stolz. Wir trafen uns fast jeden Nachmittag nach der Schule. Heute verschanzten wir uns hinter dem Blättervorhang der Trauerweide, die mein Urgroßvater vor vielen Jahren gepflanzt hatte. Von dort beobachteten wir unbemerkt meine 14 Jahre alte Schwester Annika und ihren Mitschüler Oliver. Annika schwärmte für Oliver, aber das durften wir nicht wissen. Wir kamen ihr auf die Schliche, weil ich meine Schwester gestern Abend belauscht hatte. Annikas Zimmer lag neben meinem und die Wand zwischen unseren Kinderzimmern maß nicht mehr als ein dünnes Buch. Obwohl ich nicht spionieren wollte, hörte ich deshalb, was Annika ins Telefon sprach.

„Ich muss dir was sagen, Susa.“

So fing das Telefonat mit ihrer Freundin Susa an, und zugegeben: es machte mich neugierig. Nach einer Weile sprach sie weiter.

„Ne, das ist erst nächste Woche. Aber Susa, ich hab' wirklich was Wichtiges. Ich brauche dringend deinen Rat!“

Ihre Stimme klang eine Tonlage höher als sonst.

„Also. Ich hab’ Oliver gefragt. Er kommt morgen Nachmittag, um mir Mathe zu erklären.“

Meine Schwester sprach in letzter Zeit häufig von Oliver, der in einem Reihenhaus schräg gegenüber von unserem wohnte.

„Nein, er hat nicht gezögert, er hat sofort zugesagt. Und ich tue einfach so, als ob ich das nicht kapiert hätte.“

Annikas Worte kündeten ein Abenteuer an. Das gefiel mir nicht. Wieso sollte Oliver ihr Mathe beibringen? Ihr Spitzname lautete Mathe-As, so wie ich Joni genannt wurde! Irgendetwas stimmte bei der Sache nicht. Während des Gesprächs lachte sie oft, aber das Lachen klang seltsam, leicht schrill. Das bekümmerte mich. Vielleicht war Annika etwas Schreckliches zugestoßen?

„Man, Susa. Dann ist es nicht so peinlich, wenn er nicht will. Findest du das echt so auffällig?“

Ich vergaß die Sorge um meine große Schwester schnell wieder, denn das Geheimnis um Oliver machte mich neugierig. Dummerweise konnte ich nur meine Schwester hören, nicht Susa. Deshalb fiel es mir schwer, den Sinn des Gesagten zu erfassen. Heute Morgen auf dem Weg zur Schule berichtete ich Esther, woran ich mich erinnerte. Esther kannte sich mit Mädchendingen besser aus als ich. Es gab überhaupt viele Dinge, die sie wusste und ich nicht.

„Oliver hilft Annika heute mit Mathe. Sie treffen sich nachher in unserem Garten. Dabei hat sie eine Eins in

Mathe und er eine Drei! So ein Blödsinn. Verstehst du das?  
Ich nicht.“

„Oho!“

„Oho?“

Ich schaute sie fragend an. Offenbar reichten ihr die wenigen Informationen aus, um das Rätsel zu lösen. Mir blieb das alles schleierhaft.

„Mensch, Jonathan!“

„Was denn?“

Den ganzen Weg entlang der Gartenanlage, die sich an unsere Schule anschloss, erschütterten explosive Lachanfälle Esthers Körper, so dass sie nicht deutlich sprechen konnte. Ich fühlte mich dumm. Was begriff ich nicht?

Erst kurz vor dem Schultor beruhigte sich Esther, blieb stehen und zog mich am Ärmel.

„Ich hab’ schon Seitenstiche! Endlich hört das auf!“

Sie schnaufte und hielt sich die Seite. Nach einer langen Pause, in der sich ihr Atem beruhigte, verriet sie mir endlich, was ich nicht entschlüsseln konnte.

„Weißt du echt nicht, was los ist?“

„Nein. Woher denn?“

„Jungs kapieren so was fast nie, aber ich verrat’s dir.“

Sie schaute mich erwartungsvoll an und ließ mich ewig warten, bevor sie weitersprach.

„Annika ist verknallt.“

„Wie? Verknallt? In Oliver?“

„In wen denn sonst? Ist doch klar wie Kloßbrühe. Warst Du etwa noch nie verknallt?“

„Nein!“

Ich wollte mich nicht verlieben und fand es peinlich, ein Mädchen so toll zu finden, dass ich selbst beim Ein-schlafen an es dachte. Ich antwortete daher ein bisschen zu prompt und zu laut. Das „Nein“ war gelogen. Ich liebte nämlich jemanden, aber das ging niemanden etwas an. Ich befürchtete, dass mein Gesicht so rot aussah wie eine Tomate. Esther errötete ebenfalls. Wir gingen durchs Schultor und ich sprach ein anderes Thema an, eins, mit dem ich mich besser auskannte.

„Hast du eigentlich die schriftliche Division kapiert?“

In der zweiten Stunde schrieben wir eine Mathearbeit. Mathe erschien mir zwar kompliziert, aber nicht so sehr wie die Liebe. Die erschien mir seit dem Telefongespräch gestern Abend gänzlich unbegreiflich.

In der großen Pause nach der Arbeit schmiedeten wir den Plan, Annika und Oliver auszuspionieren. Erst fand ich das peinlich, aber Esther vermutete, dass die beiden sich küssen

würden. Das wollte sie unbedingt miterleben und ihre Neugierde steckte mich an, obwohl ich Küsse nicht sonderlich spannend fand. Am Nachmittag versteckten wir uns unter unserer Trauerweide. Dort warteten wir fast eine Stunde, weil wir nicht wussten, um welche Uhrzeit Oliver kommen sollte. Doch jetzt saßen Annika und Oliver tatsächlich an dem weißen Gartentisch, den Mama erst letzte Woche auf die Wiese gestellt hatte. Davor hatte er im Schuppen überwintert, zusammen mit den Gartenstühlen und unseren Fahrrädern. Mittlerweile wuchsen die ersten Erdbeeren und Mama sagte, man müsse das schöne Wetter genießen und nach draußen gehen.

„Guck mal!“

Esther zog ein Fernglas aus dem kleinen Rucksack, den sie mitgebracht hatte, in unser Versteck.

„Damit können wir besser erkennen, was die machen! Das gehört meiner Mama, die will damit Vögel beobachten.“

„Oberaffenstark! Das ist ja ein richtiges Profi-Fernglas! Was hast du denn gesagt, wozu du es brauchst?“

„Ach, ich hab's heimlich mitgenommen. Die merkt schon nix.“

Als Esther mir das geklaute Fernglas reichte, bekam ich ein schlechtes Gewissen. Einerseits bewunderte ich Esther, weil sie sich einfach nahm, was sie wollte. Andererseits ärgerte mich ihr dreistes Handeln manchmal. Regelmäßig brachte sie mich damit in Schwierigkeiten. Erst gestern schimpfte unsere Nachbarin mit uns, weil Esther ein paar Blumen aus ihrem Vorgarten gepflückt hatte. Trotzdem wollte ich

unbedingt ausprobieren, welche weit entfernten Details man mit diesem teuren Fernglas erkennen konnte. Vorsichtig schob ich es durch die Zweige der Trauerweide. Annika und Oliver saßen etwa zehn Meter von uns entfernt am Tisch unter dem alten Apfelbaum. Von dort sahen sie das Fernglas nicht, das wusste Esther ganz sicher. Es gestaltete sich als äußerst schwierig, etwas durch das Fernglas zu erkennen. Ich musste an einem Rädchen drehen, um das Bild scharf zu stellen und durfte nicht zu sehr wackeln. Als endlich der Garten vor mir erschien, fand ich Annika nicht darin. Erst nach einer Ewigkeit entdeckte ich sie. Ein blonder und ein roter Schopf drängten sich dicht aneinander über einem Buch. Ich versuchte, darin zu lesen, aber das schaffte das Fernglas nicht.

„Lass mich auch mal!“

Esther flüsterte in mein Ohr und ich gab ihr das Fernglas. Es kribbelte dort, wo ihr Atem mein Ohr berührte, bis hinunter zum Hals. Dort kitzelte es richtig. Ich drückte die Hände fest auf meine Brust, um mein Herz zu beruhigen. Es schlug so laut und schnell, dass ich glaubte, es könnte jeden Moment aus meinem Brustkorb hinaushüpfen.

„Ist was?“

„Ne, alles okay. Man kann übrigens sogar die Augenfarbe von Oliver erkennen.“

„Psst! Nicht so laut reden! Du verrätst uns noch.“

Esther schaute streng und mein Gesicht verfärbte sich wieder tomatenrot. Hoffentlich bemerkte sie das unter der schattigen Trauerweide nicht. Die vielen Zweige und Blätter

machten es hier fast dunkel. Aber Esther schaute mich ohnehin nicht mehr an, sondern beobachtete Annika und Oliver und kommentierte flüsternd, was sie sah.

„Ihre Köpfe berühren sich. Ich dachte gerade, dass es jetzt losgeht.“

„Dass was losgeht?“

„Das Küssen natürlich.“

„Ach so. Das Fernglas ist echt toll! Wenn die beiden fertig sind, können wir ja noch Vögel beobachten damit. Was glaubst du, bis zu welcher Entfernung man damit Käfer sehen kann?“

„Joni, psst! Ich muss mich jetzt konzentrieren.“

Ich legte mich auf den Rücken, verschränkte die Arme unter meinem Kopf und fühlte mich erwachsen. Wir schrieben den 15. Mai 1987, den bislang wärmsten Tag des Jahres und ich besuchte nur noch zwei Monate eine Grundschule. Letztes Jahr hatten Esther und ich uns hier unter der Trauerweide geschworen, für immer Freunde zu bleiben. Esther wollte unbedingt, dass wir dazu unser Blut vermischten. Das machte den Schwur besonders sicher. Ich ängstigte mich davor, aber als Junge wollte ich mutig wirken. Also hielt ich Esther meinen linken Zeigefinger hin und sie ritzte unser Kartoffelmesser so tief in meine Fingerkuppe, dass ein wenig Blut heraustrat. Es brannte furchtbar, aber ich schaffte es, fast nicht zu zucken. Dann gab Esther mir das Messer und hielt ihren Zeigefinger hoch. Ich setzte die



Messerklinge an, aber ich traute mich nicht, durch ihre Haut zu schneiden. Wortlos und ernst ergriff sie das Messer in meiner Hand und schnitt sich selber ohne zu zögern, zuckte aber durch den Schmerz zusammen. Wir pressten unsere Wunden aneinander und vermischten so unser Blut.

„Mein Bruder für immer.“

Esther sprach feierlich und blickte mir dabei tief in die Augen. Ich fühlte mich wie an Weihnachten, kurz vorm Geschenke auspacken. Gänsehaut breitete sich auf meinen Armen aus.

„Meine Schwester für immer.“

Auch ich sprach so feierlich wie möglich. Anschließend verbeugten wir uns förmlich voreinander und Esther küsste mich auf die Wange. Als wir das Messer in die Küche zurückbrachten, erwischte uns meine Mutter. Sie entdeckte das blutige Messer in der Spüle, als sie die Kaffeemaschine anstellte. Sofort drehte sie sich zu uns um.

„Zeigt mir mal eure Hände!“

Wieder einmal brockte Esther uns Ärger ein! Mama nahm unsere Hände in ihre und begutachtete die aufgeschnittenen Fingerkuppen. Erst verzog sie nur ihren Mund, doch dann schimpfte sie richtig schlimm mit uns.

„Das gibt’s doch nicht! Mit dem ollen Kartoffelmesser! Wenn sich das infiziert! Das kann eine Blutvergiftung verursachen und dann muss man die Finger amputieren!“

Sofort erfasste mich Panik und Tränen flossen über meine Wangen. Esther hingegen blieb ruhig stehen und schaute

meiner Mutter in die Augen. Sie scherte sich weder um das Geschimpfe noch um ihre Gliedmaßen.

„Frau Kellermann, Jonathan und ich sind jetzt Blutgeschwister. So gesehen bin ich jetzt Ihre Tochter.“

Damit schaffte sie es, meiner Mutter ein glockenreines Lachen zu entlocken und Mama behandelte uns jetzt freundlich.

„Joni, wir desinfizieren das jetzt. Dann passiert nichts. Du brauchst nicht zu weinen.“

Sie tupfte eine rote Flüssigkeit auf unsere Fingerkuppen, was ein wenig brannte, und warf eine Packung Pflaster auf den Küchentisch.

„Den Rest kriegt ihr alleine hin, oder?“

Wir nickten und sie ging zurück ins Wohnzimmer, wo sie ihre Doktorarbeit schrieb. Esther schaute ihr bewundernd hinterher.

„Deine Mama ist astrein.“

Ich zuckte mit den Schultern und klebte mir ein Pflaster auf die Wunde. In der Nacht konnte ich nicht schlafen. Papa erklärte mir, dass man eine Blutvergiftung daran erkennt, dass ein roter Streifen von der Wunde ausgeht. Ich nahm meine Taschenlampe mit ins Bett und betrachtete alle paar Minuten meinen linken Zeigefinger. Auf einmal erkannte ich einen roten Streifen, der sich schon bis zum zweiten Fingerglied zog.

„Mama! Papa! Hilfe!“

Ich schrie so laut ich konnte und kurze Zeit später erschienen meine Eltern in meinem Zimmer. Mama erkannte, dass der rote Streifen nur aus Resten vom Desinfektionsmittel bestand und wischte ihn ab. Papa schimpfte mit ihr.

„Warum machst du dem Kind auch Angst? Bestimmt weckt er uns noch dreimal heute Nacht und ich hab’ morgen zwei Termine mit wichtigen Kunden!“

Zeternd verließ er mein Zimmer. Mama gab mir noch einen Gute-Nacht-Kuss und versicherte mir, dass eine Blutvergiftung innerhalb von wenigen Minuten auftrat, nachdem man sich verletzte. Ich glaubte ihr das nicht und beobachtete weiter meinen Finger. Eine ganz dünne, rote Linie zog sich über ihn, aber ich traute mich nicht mehr, nach meinen Eltern zu rufen. Irgendwann schlief ich ein und am nächsten Morgen sah man nur noch den verheilenden Schnitt.

Dauernd sorgte ich mich um etwas! Mama nannte mich „überempfindlich“ und ich hasste meine Angst. Seit diesem Jahr gestaltete sich mein Leben sehr verwunderlich, was es noch schlimmer machte. Mein Alter betrug jetzt zehn Jahre und die Zahl zehn bestand aus zwei Ziffern, der eins und der null. Ich vermisste es, nur eine Ziffer zu benötigen, um mein Alter aufzuschreiben. Dafür fühlte ich mich noch nicht alt genug. Esther prustete drauflos, als ich ihr diese Idee am Tag vor meinem Geburtstag erklärte. Sie war schon seit drei Monaten zehn und entschied, dass das Leben erst richtig anfing, wenn das Alter aus zwei Ziffern bestand.

„Davor bist du nur ein Baby und brauchst für alles deine Mutter. Aber mit zehn kannst du alles allein.“

„Kann ich jetzt schon. Gleich kommt Doktor Snuggles, schaust du mit?“

Ich wechselte schnell das Thema, denn ich brauchte meine Mama immer noch und kuschelte mich an sie, wenn wir abends Dallas im Fernsehen guckten oder sie mir eine Geschichte zum Einschlafen vorlas. Allerdings wussten das nur Mama und ich, damit mich keiner deswegen auslachte. Von meinem anderen Geheimnis wusste noch nicht mal Mama: Wenn sie abends das Licht ausschaltete und ich schlafen sollte, holte ich Elo aus seinem Versteck im Bettkasten hervor. Oma hatte mir den gelben Stoffelefant zum ersten Geburtstag geschenkt. Als Kleinkind hatte ich ihm die Plüsch-Stoßzähne ausgerissen, aber daran erinnerte ich mich nicht mehr. Ich drückte Elo jede Nacht fest an meine Brust. Wenn ich das vergaß, träumte ich schlecht. Am Abend vor meinem Geburtstag dachte ich vor lauter Aufregung nicht an Elo und träumte, dass ich mit Mama und Papa in einem großen Supermarkt einkaufen ging und die beiden plötzlich verschwanden. Im Geschäft erloschen auf einmal alle Lampen und die anderen Kunden umzingelten mich in der Dunkelheit. Ich hörte ihre schlurfenden Schritte näher kommen und wusste, dass sie mich umbringen wollten. Zum Glück wachte ich in dem Moment auf, als die erste Hand nach mir griff, und kramte Elo hervor, damit er mich den Rest der Nacht beschützte.

Morgens versteckte ich Elo immer ganz schnell, sobald Mama mich weckte. Zum Glück kam sie nie rein, wenn ich noch schlief. Als erstes klopfte sie an meine Tür und rief „Jonathan! Zeit zum Aufstehen!“ Dann erwärmte sie in der Küche Milch für meine Cornflakes. In der Zeit stopfte ich Elo in den Bettkasten. Wenn Mama das zweite Mal anklopfte und ich „Herein!“ rief, lag ich ganz allein im Bett und Mama küsste mich auf die Stirn, zog die Bettdecke vorsichtig weg und zog mich hoch. Bis zur zweiten Klasse trug sie mich sogar zum Klo, aber das musste ich jetzt alleine machen, weil ich schon 34 Kilo wog und sie sich keinen Bruch heben wollte.

Ein Sonnenstrahl fand einen Weg durch die Blätterwand und riss mich aus meinen trüben Gedanken. Ich rollte mich auf den Bauch und beobachtete mit abgestützten Armen Esther. Sie verfolgte mit dem Fernglas, was Oliver und Annika machten und beschrieb mir, was sie sah.

„Die pflücken was auf eurer Obstwiese, Löwenzahn, glaub ich. Jetzt gehen sie zum Gartenschuppen. Mist, ich sehe sie nicht mehr!“

„Die wollen bestimmt die Kaninchen füttern mit dem Löwenzahn.“

„Ach, wirklich? Steht da etwa ein Kaninchenstall hinter dem Schuppen? Das wusste ich ja noch gar nicht!“

Esther zog jedes einzelne Wort theatralisch in die Länge und ich schämte mich. Bestimmt beschuldigte sie mich gleich, weil ich ihr keine logischen Schlussfolgerungen zutraute. Sie

liebte unsere drei Kaninchen, besonders den weiß-schwarz gecheckten Hannibal, und fütterte sie fast jeden Tag.

„Mann, Jonathan. Ob du es glaubst oder nicht, aber das hab ich mir selber auch schon zusammengereimt.“

Zum Glück lachte sie, als sie das Fernglas zur Seite legte.

„Ich schleiche mich zum Schuppen. Kommst du mit?“

Ich setzte mich auf und hätte gerne ihre Hand in meine genommen und sie zurückgehalten.

„Bist du verrückt geworden? Wenn die dich sehen!“

„Sie werden mich nicht sehen, ich bin eine Meister-spionin!“

Mit den Worten kroch sie durch den Blättervorhang. Langsam verlor ich die Lust daran, meine Schwester zu beobachten. Ich wollte gar nicht mehr sehen, wie sie Oliver küsste. Mit dem Fernglas beobachtete ich Esther, wie sie sich zum Schuppen schlich, die Tür öffnete und hineinging. Bestimmt wollte sie die beiden durch das kleine Fenster am hinteren Ende bespitzeln. Dafür musste sie jedoch auf einen wackligen Arbeitstisch klettern. Hoffentlich fiel sie nicht runter. Ich legte mich wieder auf den Rücken und wälzte weiter mein Problem mit der Ängstlichkeit.

Genau an meinem zehnten Geburtstag veränderte sich alles. An diesem Tag verliebte ich mich in Esther und in der folgenden Nacht träumte ich das erste Mal etwas Schreckliches, obwohl ich mit Elo einschlief. Er beschützte

mich nicht mehr. Ich sah mich auf der Schultoilette sitzen, als Esther reinkam, mit dem Finger auf mich zeigte und mich schallend auslachte. Einen halben Tag zuvor erschien die echte Esther als erste von drei Gästen auf meinem Geburtstag und umarmte mich stürmisch, sobald sie mein Zimmer betrat.

„Willkommen in der Welt der Leute, die zwei Ziffern brauchen, um ihr Alter aufzuschreiben!“

Esther strahlte, aber ich fühlte mich plötzlich fiebrig und bekam Magenschmerzen. Die Übelkeit währte nur Sekunden, aber sie überfiel mich immer wieder während meiner Party. Schließlich realisierte ich, dass mir genau dann elendig wurde, wenn ich zufällig Esther berührte. Als wir uns bei der Reise nach Jerusalem auf das gleiche Kissen warfen und sie auf meinem Schoß landete, blies sich mein Bauch auf wie ein Luftballon. Doch als ich an mir herunterschaute, wirkte er genauso flach wie immer. Ich tippte Esther an, um zu testen, ob die Übelkeit auftauchte und da merkte ich, dass ich mich geirrt hatte. Der aufgeblasene Bauch fühlte sich vielmehr so an, als ob jemand Glück in ihn pumpte. Mein Herz schien Purzelbäume in mir zu schlagen. Dazu kribbelte es bis in meinen Hals hinein. Ich wollte diese Gefühle für immer behalten. Abends im Bett überlegte ich, wie Esther dieses Kribbeln in mir erzeugen konnte und plötzlich wusste ich, dass ich in sie verliebt war. Ich wusste es ganz sicher, obwohl ich diese aufregende Leichtigkeit zum ersten Mal erlebte und deshalb eigentlich nicht wissen konnte, dass es sie überhaupt gab.

Am nächsten Tag ließ ich mich beim Fangenspielen absichtlich von Esther schnappen. Selbst diese grobe Berührung kitzelte im Bauch, fast so, als ob mich eine Wolke streichelte. Später erfand ich ein Blütenblatt, das ich aus ihrem Haar zog und zahlte ihr meine Schulden von zwei D-Mark zurück, um ihre Hand zu betasten. Das Empfinden durch diese Berührungen gestaltete sich jedes Mal ein bisschen anders, aber immer war es wunderbar und elektrisierte mich zart. Ich fragte mich, ob ich etwas Ungewöhnliches erlebte, das niemand sonst je erfahren durfte und beobachtete die anderen Kinder. Alle berührten sich andauernd, das war gar nichts Besonderes. Man berührte sogar den Kioskmann, wenn er einem die Papiertüte mit gemischten Süßigkeiten reichte. Ausschließlich dann, wenn man in jemanden verliebt war, bewirkte eine einfache Berührung, dass Sternschnuppen im Bauch explodierten. Ich traute mich nur nicht, diese Beobachtung Esther zu gestehen. Bestimmt wollte sie nicht, dass ich sie jetzt liebte und auf Wolken tanzte, sobald sie mich nur leicht berührte.

„Jonathan.“

Esther saß wieder bei mir und flüsterte meinen Namen in mein Ohr. Dort, wo ihr Atem mein Ohr streifte, kribbelte es so stark, dass es fast juckte.

„Aufwachen! Es ist vorbei. Nichts ist passiert, voll langweilig.“



„Wo sind denn die beiden? Noch hinterm Schuppen?“

„Sie haben die Kaninchen gefüttert und sind dann weggegangen. Ohne Kuss oder Umarmung. Annika hat mich erwischt, als ich aus dem Schuppen kam.“

„Und? Was hat sie gesagt?“

„Gar nichts. Sie hat mich nur angeguckt und den Kopf geschüttelt.“

Annika saß allein am Tisch unter dem Apfelbaum und wir bespitzelten sie noch mal mit dem Fernglas, konnten aber nicht erkennen, ob sie glücklich oder traurig aussah.

„Sollen wir noch Vögel beobachten?“

„Keine Lust. Aber du kannst das Fernglas ein paar Tage behalten, meine Mutter hat es eh noch nie benutzt und wird es nicht merken.“

„Echt? Danke. Bis zum Wochenende?“

„Klar. Was willst du eigentlich machen, wenn du groß bist?“

Ich legte das Fernglas vorsichtig ab, atmete tief aus und legte mich mit hinter dem Kopf verschränkten Händen auf den Rücken.

„Hm. Ich weiß nicht so genau, muss mal nachdenken“

Ich wollte Esther und die von ihr ausgelösten Feuerwerke immer um mich haben. Wahrscheinlich würde ich sie später sogar heiraten wollen. Und mit ihr direkt über meinen Eltern wohnen, in der ausgebauten Dachgeschosswohnung. Weiter wollte ich nicht weg. Aber das konnte ich

Esther nicht verraten, denn sie fand Heiraten doof und außerdem liebte sie mich nicht so wie ich sie. Das störte mich jedoch nicht, es reichte mir im Moment vollkommen, dass sie mich gelegentlich berührte. Ich konzentrierte mich also vorsichtshalber auf meinen zukünftigen Beruf.

„Ich werde ein Wissenschaftler und erfinde eine Maschine, die die Luft sauber macht, genauso wie Bäume. Weil ja der Wald stirbt und die Bäume irgendwann nicht mehr ausreichen. Die Maschine wird dann ganz oft produziert und überall auf der ganzen Welt aufgestellt.“

Ich machte eine Pause, weil mir die Ideen ausgingen.

„Und dann will ich noch eine Frau haben und zwei Kinder.“

Zum Glück rutschte mir nicht heraus, wer die Frau sein sollte. Esther schaute ein wenig verwundert und ignorierte meinen letzten Satz einfach.

„Wie findest du meine Maschinenbäume?“

Ich setzte mich wieder hin und wartete neugierig auf ihre Meinung.

„Die sehen wahrscheinlich gruselig aus, aber vielleicht würden wir ohne sie nicht mehr genug Luft zum Atmen haben.“

„Deshalb will ich sie ja erfinden. Was willst du später machen?“

Schon seit Ostern spielten wir dieses Spiel fast jeden Tag und jedesmal fiel uns etwas anderes ein.

„Also, ich will erst mal um die ganze Welt reisen. Zuerst nach Amerika, zu den Indianern. Vielleicht lebe ich dort in einem Tipi.“

Sie pustete eine Strähne aus ihrem Gesicht und schien zu überlegen, wie die Geschichte weitergehen sollte.

„Also. Die Indianer und ich leben in Tipis und jagen Büffel. Und abends gehen wir im kaputten Wald spazieren und ich denke an dich, wenn ich diese Maschinen sehe. Und dann sage ich zu Fliegender Büffel, so heißt der Häuptling, dass mein bester Freund diese Maschinen erfunden hat.“

Sie unterbrach ihre Erzählung und wickelte die widerspenstige Strähne um einen Finger.

„Ach. Quatsch. Indianer leben bestimmt in ganz normalen Häusern. Büffel und Tipis gibt es nur in Kinderbüchern.“

„Ich glaube, die haben früher wirklich in Tipis gewohnt. Aber im Mittelalter oder der Steinzeit oder so.“

„Bis Columbus Amerika entdeckt hat, weißt du das nicht?“

„Doch, klar. Das weiß doch jeder.“

Esther wechselte abrupt das Thema.

„Sag mal. Wo willst du eigentlich mit deiner Frau und deinen Kindern leben?“

Sie puffte mich in die Seite und mein Gesicht glühte schon wieder. Tapfer antwortete ich.

„Na hier irgendwo. Wo denn sonst?“

Ich schaute auf unser Haus. Meine Eltern wollten seit Jahren das Dachgeschoss ausbauen, aber das kostete mehr Geld als wir besaßen und sie wussten auch nicht so recht wozu.

Plötzlich kreischte Esther auf, so dass ich mich erschreckte.

„Du, Jonathan. Wenn du zwei Kinder haben willst, dann musst du ja mit der Frau – na du weißt schon...“

Ihre Augen blitzen mich verschmitzt an und ich erfand schnell eine Geschichte.

„Na ja, ich erfinde einfach noch eine Maschine, mit der man das nicht mehr machen muss und trotzdem Babys kriegt“.

Esther guckte zufrieden. Sie mochte schlagfertige Antworten.

„Aber vielleicht mögen die Erwachsenen das ja wirklich gerne machen. Das behaupten die in deinem Aufklärungsbuch.“

„Ich weiß nicht. Ich kann mir das nicht vorstellen. Die sagen das nur, damit wir Kinder keine Angst kriegen.“

Ich nickte, denn ich glaubte es auch nicht. Aber bis vor kurzem wusste ich auch noch nicht, dass alles kribbeln konnte, wenn einen jemand Besonderes berührte.

Eine Weile träumten wir schweigend im einnehmenden Schatten der Trauerweide. Ich schloss meine Augen und

spann die Geschichte weiter, wie Esther und ich später leben würden. In meinem Tagtraum spielte die erwachsene Esther mit einem kleinen Mädchen Verstecken. Während Esther bis 20 zählte, lief unsere Tochter Maja unter die Trauerweide. Ich schaute den beiden von einem Fenster aus zu, das im ausgebauten Dachgeschoss lag. Esther arbeitete eigentlich als Grundschullehrerin, aber im Moment blieb sie zu Hause und kümmerte sich nur um Maja und ihren kleinen Bruder Jonas. Meinen Beruf konnte ich nicht genau erkennen, auf jeden Fall saß ich in einem Büro, sogar mit einem Computer. Meine Fantasie machte mich träge und ich dämmerte langsam weg, als Esther mich wachrüttelte. Sie schob die Zweige der Trauerweide auseinander und ich schaute durch den so entstandenen Spalt in den Garten.

„Was ist das?“

Hinter frischen, grünen Blättern, die unser Versteck vom Garten trennten, nahm uns dichter, grauer Nebel die Sicht auf die Wiese, den Schuppen, Annika und Oliver. Nur unseren Lieblingsplatz durchflutete weiches Licht und ließ jedes Blatt, jede Wurzel, jedes Stückchen Moos klar und deutlich hervortreten. Esther ließ die Zweige los und wir saßen schweigend unter der Krone der Trauerweide wie in der Kirche zu Weihnachten. Nach einer Weile schob ich die Zweige auseinander.

„Lass das!“

Esthers Stimme überschlug sich und sie versteckte ihr Gesicht zwischen den Knien, um den Nebel nicht sehen zu müssen. Aber draußen schien die Sonne wieder so hell wie vorhin und der Garten sah aus wie immer.

„Du kannst gucken, der Nebel ist weg!“

Esther hob zögerlich ihren Kopf und blinzelte in den Garten. Endlich war ich einmal der Mutige von uns beiden gewesen! Und plötzlich wusste ich, dass ich vorhin nicht nur geträumt hatte, sondern die Zukunft vor mir sah! Mein Schicksal stand festgeschrieben. Alles würde genau so passieren wie ich es mir wünschte. Vor Aufregung pochte mein Herz bis in den Hals, gleichzeitig kam mir das alles unwirklich vor. Ich fühlte mich wie in Zuckerwatte gehüllt – klebrig, weich und süß. Unecht und übertrieben. Wie im Zirkus oder auf der Kirmes. Man bezahlt viel Geld für das kurze Vergnügen, das sich im nächsten Moment schon wieder auflöste. Nur die Erinnerung blieb. An Paradiesäpfel, Clowns und das Kitzeln im Bauch auf der Achterbahn. Selbst die Erinnerung verwandelte sich am nächsten Tag in eine Erinnerung an die Erinnerung, sie schwächte sich immer weiter ab wie die Kopie einer Kopie. Schließlich blieb nur ein Bild im Fotoalbum, das man bei Bedarf aus dem Regal holt, um darin zu blättern und sich zu vergewissern, dass etwas wirklich passiert war.

Mein Tagtraum von Esthers und meiner Zukunft war eine Vorhersage, die ich wie einen zerbrechlichen Schatz hüten musste, um sie nicht zu verlieren. Andernfalls konnte sie sich nicht bewahrheiten, bliebe ein Traum. Ich zwang mich dazu, mir das Bild von Esther und Maja beim Verstecken vorzustellen bis es die Schärfe eines Fotos besaß. Das Zuckerwatte-Gefühl verschwand und die Vision strahlte klar und wies mir meinen Weg durchs Leben. Und so legte

ich mutig meinen Arm auf Esthers Rücken und schaute sie an. Sie lächelte, drehte sich auf die Seite und nahm meine Hände in ihre.

## KAPITEL 2

### ESTHER, 1987

In Mathe mussten wir große Zahlen als Wörter aufschreiben:

Zweitausendsiebenhundertzwei.

Dreitausendfünfhundertsiebenundachtzig.

Vierhundertdreiundfünfzigtausendachthundertzwei.

Ich kitzelte die Zahlen lustlos in mein Heft und löste anschließend die Aufgaben mit schriftlicher Division. In einem Schrank standen *Zusatzaufgaben für kleine Mathefische*, aber die hasste ich. Die große Uhr über der Tür zeigte an, dass die Pause erst in 34 Minuten anfing. Viel Zeit, in der Frau Ross nicht merken durfte, dass ich mich langweilte. Es



kümmerte sie jedoch nicht besonders. Als einzige Lehrerin passte sie nicht auf, dass jeder von uns immer arbeitete. Daher gab ich mir kaum Mühe zu verbergen, dass ich Jonathan betrachtete, der neben mir saß und noch mit der Division kämpfte. Warum brauchte er so lange dafür? Ich überlegte, ihm zu helfen, aber meine Lustlosigkeit hinderte mich daran. Gestern hatten wir gemeinsam Annika und Oliver beobachtet. Eigentlich beobachtete nur ich sie, Jonathan lag die meiste Zeit auf der Erde und träumte. Ich wollte unbedingt sehen, wie sie sich küssten, aber zu meinem Pech versteckten sie sich hinter dem Schuppen. Wie es wohl aussah, wenn zwei Leute knutschten? Einerseits wollte ich es unbedingt wissen, andererseits ekelte ich mich vor allem, was mit Knutschen oder gar Sex zu tun hatte. Denn die Menschen missachteten dabei die Hygiene. Auf der Zunge klebten Essenreste, Bakterien und dieser weiße Belag, den sich Mama immer mit einem speziellen Gerät wegschabte. Ich mochte mir das alles gar nicht vorstellen. Ich wollte ja auch nicht sehen, wie jemand auf der Toilette saß oder sich erbrach oder furzte. Die Jungen aus unserer Klasse furzten manchmal so laut wie möglich, um die Mädchen zu ärgern.

Körper sahen nur von außen hübsch aus, innen waren sie abstoßend. Sogar Kot befand sich in ihnen. Ich schaute Frau Ross an und stellte mir vor, wo sich ihr Frühstück gerade befand. Wahrscheinlich hatte es sich bereits in eine stinkende Masse verwandelt, die gerade ihren Dünndarm passierte. Die meisten Leute kümmerte es seltsamerweise nicht, dass sie aus übelriechenden, schleimigen Substanzen bestanden. Sie nahmen nur die hübsche Körperhülle wahr und ignorierten, was darunter steckte. Und deshalb

knutschten sie gerne und leichtfertig, sobald sie sich das erste Mal verliebten. Nur andere Kinder fanden Knutschen so abscheulich wie ich. Das lag daran, dass erst in der Pubertät bestimmte Hormone im Blut schwammen. Diese winzigen Hormone verwandelten die großen Menschen in Roboter und redeten ihnen ein, dass sie Knutschen mussten. So ähnlich erklärte es jedenfalls mein Aufklärungsbuch. Ich sah mich in der Klasse um. In ein paar Jahren würden sich alle in solche Roboter verwandeln. Alle außer mir.

Knutschen.

Knutschen.

Knu – tschen.

Allein das Wort klang komisch. Aber langsam begann der menschliche Körper mich zu langweilen und ich prüfte, ob Jonathan gut arbeitete. In seinem Heft stand erst eine vollständig gelöste Divisionsaufgabe, aber sie enthielt einen Fehler. Ich schaute zur Uhr und fand heraus, dass er dafür acht Minuten gebraucht hatte. Noch 26 Minuten bis zur Pause. Ich stand auf und ging zum Regal, um mir eine Rätselaufgabe zu nehmen. Dabei bemerkte mich Frau Ross.

„Ach, Esther. Ich hab dir was mitgebracht. Schau mall!“

Sie reichte mir ein Knobelheft.

„Das ist eigentlich für Gymnasiasten. Versuch mal, ob du damit klar kommst.“

„Danke, Frau Ross.“

„Das kannst du behalten. Ist ein altes Heft von meiner Tochter. Sie studiert schon, weißt du?“

Ich betrachtete ihr Geschenk mit Ehrfurcht. Dachte sie etwa an mich, wenn sie aufräumte und in ihrem Keller alte Hefte fand? Ein süßes Zucken durchfuhr meinen Oberkörper. Den Rest der Stunde versuchte ich erfolglos herauszufinden, wie sich vier Liter Wasser genau abmessen ließen, wenn ich nur einen Drei-Liter-Kanister und einen Fünf-Liter-Kanister besaß. Frau Ross beugte sich über mich, begutachtete meine Notizen und lachte freundlich.

„Esther, du darfst auch Wasser wegkippen. Sonst kann nicht mal ein Matheprofessor das Rätsel lösen.“

Mit ihrem Tipp schaffte ich das Rätsel. Und dann klingelte es endlich.

In der Pause setzten Jonathan und ich uns abseits von den anderen Kindern auf die Stufen zur Turnhalle.

„Meine Mutter sagt, gestern war es nicht neblig. Sie glaubt, dass wir uns das eingebildet haben. Kindern passiert so was manchmal.“

„Glaube ich auch.“

„Aber mir kommt alles vor wie ein Traum seit gestern.“

Jonathan schaute nachdenklich über den Hof und ich kniff ihn so fest ich konnte in den Oberarm.

„Aua! Was soll das?“

„Im Traum hätte das nicht wehgetan.“

„Ach so. Stimmt. Annika hat übrigens wieder mit Susa telefoniert.“

„Und? Hast du sie wieder belauscht?“

Es machte Spaß, Jonathan zu ärgern. Er regte sich schnell auf. Aber heute ignorierte er meinen Spott einfach. Aufgeregt gab er das Telefonat wieder.

„Annika hat Susa alles erzählt. Wirklich alles.“

Jonathan grinste und trank etwas von der Milch, die wir immer in der Pause bekamen. Ich platzte fast vor Neugier.

„Erzähl endlich weiter!“

„Ich musste dringend was trinken. Mein Mund war ganz trocken. Also. Am Kaninchenstall haben sie den Löwenzahn verfüttert. Das war ja klar. Und als der Löwenzahn weg war, hat Oliver Annika geküsst. Einfach so.“

„Mist. Wir haben alles verpasst. Wie fand sie das Küssen?“

„Weiß nicht. Morgen treffen sie sich wieder.“

„Dann muss es ja Spaß gemacht haben.“

„Wieso?“

„Sonst würde sie ihn doch nicht wieder treffen.“

„Ach so. Ich dachte vielleicht für Mathe oder so.“

Jonathan verstand das noch nicht. Jungs waren in diesen Dingen etwas langsam.

„Eins, zwei, drei – was seh’ ich da?“

Ein verliebtes Ehepaar!“

Tanja und Anke kamen zur Turnhalle gerannt und kicherten. Ich streckte ihnen die Zunge raus, Jonathan errötete.

„Du musst uns helfen, Esther! Die Jungen fangen die Mädchen. Iris ist im Gefängnis, wir müssen sie befreien!“

Ankes Stimme überschlug sich vor Aufregung. Jonathan sprang auf und lief zu den anderen Jungen. Achim teilte ihn als Gefängniswärter ein. Die Gefängnistür bestand aus fünf untergehakten Jungen, die eine kleine Nische zwischen Schulhaus und Turnhalle abriegelten. Hinter ihnen stand Iris und schrie leidenschaftlich um Hilfe. Die Mädchen versuchten die Gefängnistür zu durchbrechen, um Iris zu befreien. Aber die übrigen Jungen spielten Polizei und fingen sie erfolgreich ab. Frau Mayer, die uns beaufsichtigte, ermahnte uns zwischendurch, weil wir ihr zu laut waren. Sie beauftragte Jonathan damit, uns anzuhalten, ruhiger zu sein. Als einziger Wächter stand er teilnahmslos neben dem Gefängnis und schaffte es nicht, sich unter die anderen Jungen zu mischen. Er befolgte Frau Mayers Anweisung und rief ein paar Mal „Ruh!“ , aber niemand hörte auf ihn. Ich war ein bisschen neidisch auf Iris, weil die Jungen sie immer als Gefangene auswählten. Mich wollten sie nie fangen. Ich glaubte, es lag daran, dass ich nicht so gut kreischen konnte.

Den Nachmittag verbrachte ich alleine zu Hause, denn Jonathan besuchte seine Oma. Mindestens einen Nachmittag pro Woche verbrachte er in ihrem Fachwerkhäuschen mit dem verwunschenen Garten, in dem es sechs Geheimverstecke gab. Manchmal durfte ich auch mitkommen.

„Ach, hallo! Da ist ja meine liebste Adoptivkelin!“

So begrüßte mich seine Oma jedes Mal, gemeinsam mit Charly, ihrem Hund. Charly hatte weißes, lockiges Fell und gehörte keiner bestimmten Hunderasse an. Bei jedem Besuch rannte er schwanzwedelnd auf mich zu und schleckte meine Hände ab. Um sein rechtes Auge war das Fell dunkel, was ihn wie ein Stofftier aussehen ließ. Zusammen mit Charly suchten wir im Garten nach selbst gemachten Leckereien, die Jonathans Oma bereits in einer der sechs Geheimverstecke für uns gestellt hatte. Meistens fanden wir Limonade aus Holunderblüten und Pflaumenkuchen mit Sahne an meinem Lieblingsplatz, einem Apfelbaum mit hohlem Stamm. Für Charly lag immer Hundekuchen dabei.

Genau wie für Jonathan gab es auch für mich nur eine Oma, die ich auf der Beerdigung ihres Mannes, also meines Opas, kennenlernte. Meinen Opa hatte ich lebendig nie gesehen, weil meine Mutter ihre Eltern nicht mochte und ich deswegen keinen Kontakt mit ihnen haben durfte. Sie schimpfte immer über sie, weil mein Opa sie als Kind schlecht behandelt hatte. Aber ich mochte zumindest meine Oma gerne, sie spendierte mir nach der Beerdigung Limo

und versprach, mir jede Woche einen Brief zu schreiben. Der Briefkasten blieb jedoch auch nach zwei Monaten leer. Ich vertraute Mama meinen Kummer an, doch sie versuchte nicht mal, mich zu trösten.

„So war sie schon immer.“

Mehr sagte sie nicht dazu, nur diesen einen Satz. Ich kannte die Telefonnummer meiner Oma nicht, sonst hätte ich sie angerufen. Ich wusste auch nicht, wo sie wohnte, sonst hätte ich sie besucht. Ich stellte mir vor, wie der Postbote ihre Briefe jedes Mal in den falschen Briefkasten warf. Der Besitzer des Briefkastens warf ihre Briefe genervt in den Mülleimer und Oma weinte jeden zweiten Tag, weil ich ihr nicht antwortete. Vielleicht würde sie irgendwann aufhören, mir zu schreiben, weil ich ja nie antwortete. Also bestand meine Familie weiterhin nur aus Mama und mir. Oma konnte ich nicht dazuzählen. Mein Papa schickte uns jeden Monat einen Scheck, aber er wollte mich nicht kennenlernen. Deswegen gehörte er auch nicht zu meiner Familie. Ich wusste nicht mal, ob ich die Halbschwester von jemandem war.

Auf dem Küchentisch stand eine Packung Spagetti mit Fertigsauce. Die konnte ich schon selber kochen. Obwohl ich nicht gerne alleine aß und die Fertigsauce nicht schmeckte, aß ich einen ganzen Teller. Den ganzen Tag über hatte ich nur die Pausenmilch getrunken und ich fühlte mich bereits schwindelig vor Hunger. Danach setzte ich mich ins Wohnzimmer und schaltete den Fernseher an. Aus dem Bildschirm sprach ein älterer Herr mit Vollbart über

Physik. Ich verstand ihn nicht mal ansatzweise, aber Physik lernte man auch erst auf der weiterführenden Schule. Gelangweilt schaltete ich den Fernseher wieder aus. Oben auf dem Gerät lag ein weißes Spitzendeckchen, auf dem ein Alpenveilchen aus Plastik stand. Es lenkte mich beim Fernsehgucken immer vom Film ab. Meine Mama liebte viele hässliche Dinge. Zum Glück durfte ich mein Zimmer bis auf das Bett selber einrichten. Das Bett ließ sich in einem Schrank verstauen. So wirkte mein Zimmer größer, zumindest wenn Mama und ich es morgens schafften, das Bett einzuklappen. Aber auf meinen Wänden tanzte Emily Erdbeer auf der Tapete und über meinem Schreibtisch hingen Tierposter. Ich besorgte mir jeden Monat das neueste Poster in der Apotheke, und immer wenn mir eins besonders gut gefiel, tauschte ich es gegen ein altes aus.

Nach den Hausaufgaben überkam mich große Langeweile, so dass ich anfang, das Geschirr vom Mittagessen abzuspülen. Eine geputzte Küche freute Mama, zumindest schimpfte sie dann nicht. Neben der Spüle lag ein Brief, adressiert an Ellie, Mamas Freundin in Berlin. Die beiden schrieben sich regelmäßig, manchmal telefonierten sie auch und selten, vielleicht alle zwei Jahre einmal, kam Ellie für ein Wochenende zu uns. Nach Berlin fuhr Mama nie. Normalerweise ließ sie ihre Briefe an Ellie nicht in der Wohnung liegen. Ich zögerte nur eine Millisekunde lang, dann nutzte ich die Chance und nahm den Umschlag in die Hand. Der Klebestreifen am Kuvert war noch nicht benutzt. Ich setzte mich an den Küchentisch und öffnete vorsichtig, um keine Knicke im Papier zu hinterlassen, den



Umschlag, der drei Seiten Papier enthielt. Ich las Mamas eng beschriebenen Brief:

Liebe Ellie,

gestern Abend beim Spülen erinnerte ich mich auf einmal daran, dass wir als Kinder Kaulquappen aus dem Tümpel neben dem Bolzplatz fingen. Wir versuchten, sie in Marmeladengläsern zu Fröschen heranwachsen zu lassen, aber keine einzige überlebte. Aus heutiger Sicht quälten wir die Tiere. Kannst du dich daran erinnern? Mir kommen in letzter Zeit unverhofft viele kleine Erinnerungen an früher, die ich verloren geglaubt hatte. Weißt du noch, wie wir einmal Bauer Wolter überlisteten? Wir durften seine Kirschen nicht pflücken. Deshalb kletterten wir in seine Bäume und aßen die Kirschen direkt vom Stängel. Er entdeckte uns jedoch und schimpfte fürchterlich. Natürlich informierte er unsere Eltern. Ich glaube, deine Eltern versprachen ihm, mit dir zu schimpfen, aber lachten mit dir über unsere Aktion. Ich hingegen bekam mal wieder eine Tracht Prügel, so dass ich Schmerzen beim Sitzen hatte. Weil ich deswegen tagelang auf meinem Stuhl hin und her rutschte, schimpfte mich auch noch die Lehrerin aus.

Soviel zu früher. Jetzt zu heute. Ich glaube, ich bin keine gute Mutter für Esther. In meinen dunkelsten Momenten überlege ich, ob ich damals besser eine Abtreibung hätte machen lassen sollen. Das arme Mädchen hat nur mich! Ihr Erzeuger zahlt nach wie vor jeden Monat pünktlich, aber er weigert sich, sie kennenzulernen. Er will seine Ehe nicht damit belasten. Ich traf ihn letzten Monat zufällig auf der Straße. Wir sprachen kurz miteinander, immerhin lief er nicht sofort weg wie sonst. Stell dir vor, seine Frau weiß bis heute nichts von Esther! Nach wie vor halten wir uns an diese Abmachung, die wir während meiner Schwangerschaft trafen. In Esthers Geburtsurkunde steht Vater unbekannt, aber er zahlt mir jeden Monat eine ordentliche

*Summe. Deshalb glaubt seine Frau seit zehn Jahren, dass sein Gehalt damals dauerhaft drastisch gekürzt worden ist. Die muss sich auch in die Tasche lügen, was die alles glaubt.*

*Und dann gibt es natürlich noch mein verkorkstes Liebesleben. Wegen Esther bin ich uninteressant für die Männer. Letzten Monat habe ich eine Heiratsanzeige aufgegeben. Ich war darin offen über meine Situation und die einzige Antwort kam von einem 71-jährigen Witwer. 71! Was will der von einer 35-jährigen Frau? Sei froh, dass du nicht alleinerziehend bist. Ich finde keinen Mann UND ich muss viel mehr arbeiten als andere Frauen. Ich kenne eine Frau, unsere Kinder sind befreundet, die promoviert nur und spielt sich auf, als ob sie sonst was leisten würde!*

*So, jetzt habe ich mir allen Frust von der Seele geschrieben. Wie geht es dir denn?*

*Alles Liebe*

*Dorothee*

Ich steckte den Brief unversehrt zurück in den Umschlag und legte diesen wieder neben die Spüle, dabei liefen Tränen über meine Wangen. Ich wusch ab, kehrte die Küche, wischte Tisch und Arbeitsfläche ab. Zwischen-durch fiel mein Blick immer wieder auf den Brief. Ich stellte mir vor, dass ich seinen Inhalt nicht kannte und es vor Neugierde,

was darin stand, kaum aushielt. Vielleicht wollte Mama mit mir nach Berlin zu Ellie fahren? Vielleicht gab sie mit meinen guten Noten an? Ich beherrschte mich jedoch und ließ den Brief liegen. Ganz bestimmt lobte Mama mich in dem Brief und erklärte Ellie, wie doll sie mich liebte und wie sehr ich sie mit Stolz erfüllte. Diesen Gedanken wiederholte ich so oft, bis ich anfing, an ihn zu glauben.

Um fünf Uhr rief Mama von der Arbeit aus an. Sie machte gerade Feierabend und verabredete sich mit mir in unserer Einkaufsstraße. Sie wollte mir zwei neue Jeans kaufen, weil meine alten nur noch bis zu den Knöcheln reichten. Ich eilte sofort in die Kinderabteilung des Bekleidungs-geschäfts und wartete dort 30 Minuten auf sie, weil sie im Stau stand. Sie kaufte mir zwei modische Karottenjeans und einen engen Rock mit Schlitz, der ebenfalls aus Jeansstoff bestand. An einem Schmuckstand durfte ich mir sogar noch einen Ring aussuchen, der anzeigte, wie ich mich gerade fühlte. Dazu veränderte der in den Ring eingefasste Stein seine Farbe. Meiner färbte sich blau, was hieß, dass mich Verzweiflung plagte. Aber die Verkäuferin erkannte, dass der Stein einen klitzekleinen Rotstich zeigte. Demnach begleitete mich zwischen der ganzen Ver-zweiflung ein wenig Glück.

Anschließend lud Mama mich zum Abendessen in ein Schnellrestaurant ein. Ich bekam einen Hamburger mit Fischfrikadelle, Pommes und eine Cola. Zum Nachtisch durfte ich mir noch ein Eis mit Karamellsoße holen. Mama

aß nur eine kleine Portion Pommes, wegen ihrer Figur. Der Ring verfärbte sich beim Essen lila und das hieß, dass ich mich romantisch fühlte, wie Mama auf einer Liste, die es zum Ring dazu gab, nachlas. Aber was das hieß, sich romantisch zu fühlen, konnte Mama mir auch nicht erklären. Nach dem Essen spazierten wir noch durch den Park hinter der Einkaufsstraße. Mama forderte mich auf dem Spielplatz sogar zum Wettschaukeln auf, obwohl es schon dunkel war. Als meine Schaukel hoch in der Luft war, sprang ich ab und landete am Ende der Sandfläche. Ein neuer Rekord, den leider niemand außer Mama sah. Ich gewann, weil Mama sich nicht traute abzuspringen. Wir verbrachten einen affenstarken Abend zusammen und ich amüsierte mich mit Mama wie seit langem nicht mehr.

Am Abend, als ich im Bett lag, konnte ich trotzdem nicht einschlafen. Ich dachte an den Brief. Wollte Mama mich abtreiben lassen? Oder spielte mein Verstand mir einen bösen Streich? Sicher bildete ich mir das nur ein und der Brief enthielt nur lobende Worte über mich. Ich flüsterte zwei Sätze immer wieder vor mich hin.

„In dem Brief lobt Mama dich.

In dem Brief schreibt sie, wie lieb sie dich hat.“

Das ständige Wiederholen dieser Worte machte mich so müde, dass ich darüber einschlief. Etwas später durchlebte ich einen so lebendigen Traum, dass er sich von der Wirklichkeit nicht unterschied. Ich sah aus wie 15 oder 16 und trank Bier auf einer Party. Darin erkannte ich sogar eine

bitter-herbe Note, obwohl ich gar nicht wusste, wie Bier schmeckte. Jonathan und andere Jugendliche standen neben mir und wir tanzten vergnügt zu Musik, die ich nicht kannte. Die Szene brach abrupt ab und plötzlich tauchte eine erwachsene Frau auf, zusammen mit ihren zwei Kindern Maja und Jonas. Es dauerte eine Weile, bis ich realisierte, dass mein Ich in dieser Frau steckte. Jonathan befand sich nicht mehr in meiner Nähe, obwohl ich ihn überall suchte. Existierte er überhaupt noch? Verzweiflung begleitete mich in jeder Sekunde und eine riesengroße Schuld lastete auf meinen Schultern. Endlich wachte ich auf. Kleine Kinderhände rissen meine Bettdecke weg, damit ich aufspringen und flüchten konnte. Die Hände gehörten zu meinem Körper, einem Kind, keiner Jugendlichen und erst recht keiner Erwachsenen. Ich, die zehnjährige Esther, stand mitten in der Nacht neben meinem Bett. Aber wo hatte ich mich gerade aufgehalten? Und in wem befand ich mich dort? Plötzlich durchfuhr mich eine glasklare Erkenntnis und ich wusste, dass ich nicht fantasierte, sondern die Zukunft vor mir sah! Ich setzte mich aufs Bett und versuchte mir einzureden, dass ich nur geträumt hatte. Aber der Traum ließ sich nicht abschütteln, er hielt mich gefangen. Er fühlte sich realer an als alles, das ich je erlebt hatte. Und tief in mir barg ich das unerschütterliche Wissen, dass mein Schicksal von nun an festgeschrieben stand.

ZWEITER TEIL  
WAS WEITER PASSIEREN KÖNNTE  
(2020 UND 1993)

## KAPITEL 3

### JONATHAN, SILVESTER 2020

Ich erwartete eine wilde Silvesterparty ganz ohne Kinder. Wie früher. Es sollte glamourös werden, ich wollte lachen, tanzen, Champagner trinken und Sex haben wie damals, als unverbrauchtes Paar. Noch im Sommerurlaub würden wir uns wehmütig an diese einzigartige Nacht erinnern. Doch der Abend fing bereits mit einer kleinen Katastrophe an: Wir fuhren mit den Kindern zu meinem Elternhaus. Dort aßen wir gemeinsam mit meiner Mutter, die seit einem Jahr vegetarisch lebte, Bratwürstchen aus Sojabohnen mit Sauerkraut und Kartoffelpüree.

„In dem Würstchen ist kein Schwein, Oma?“

„Nein, Jonas, dafür musste kein Tier ermordet werden.“

„Mama, Jonas ist erst vier. Mach ihm doch keine Angst.“



„Wieso sollte ich ihm Angst machen? Kinder können doch ruhig wissen, wie Wurst hergestellt wird. Was erzählt ihr euren Kindern denn?“

Esther verdrehte genervt die Augen, aber bevor sie mit meiner Mutter einen Streit anfangen konnte, mischte sich Maja ein, unsere zehnjährige Tochter.

„Papa, Oma hat recht. Tiere werden richtig schlimm ermordet. Ich hab neulich ein Video geguckt, da haben die Hühnern die Köpfe abgehackt an einem Fließband.“

Jonas fing an zu weinen.

„Waren die armen Hühner dann tot?“

„Ohne Kopf kann man nicht leben. Ist doch logo.“

Diesmal hinderte meine Mutter Maja am Weitersprechen.

„Lasst uns doch einfach das leckere Essen genießen. Welchen Film wollt ihr danach schauen?“

Jonas, der sonst nur das Sandmännchen schauen durfte, vergaß seinen Kummer augenblicklich und ich entschied, mir den Abend nicht gleich zu Beginn vermiesen zu lassen. Esther hielt sich zum Glück auch zurück. Das restliche Abendessen über schwiegen wir Erwachsenen, nur die Kinder erwähnten von Zeit zu Zeit, wie aufgeregt sie schon waren, weil sie bis Mitternacht aufbleiben durften, um Böller anzuzünden.

Maja und Jonas einigten sich ohne Streit auf einen Barbie-Film, obwohl Esther alles versucht hatte, um solche

Klischeefiguren von ihnen wegzuhalten. Verrückterweise liebte Jonas Barbie und Glitter genauso heiß und innig wie seine große Schwester. Im Fernseher stellte Barbie beim Surfen in Malibu fest, dass sie sich im Wasser in eine Meerjungfrau verwandelt und eine Prinzessin des Ozeans ist. Wir schauten die ersten halbe Stunde mit, dann fuhren wir los.

Meine Schwester Annika gab jedes Jahr zu Silvester eine richtig große Party, auf der Kinder verboten waren. Zum ersten Mal seit zehn Jahren feierten wir wieder mit. Während der Hinfahrt im Taxi schimpfte Esther über meine Mutter.

„Mord. Die spinnt doch. Letztes Jahr hat sie noch Lamnbraten zu Weihnachten serviert und dieses Jahr spielt sie die Heilige!“

„So war meine Mutter doch schon immer. Bei allem mit Leidenschaft dabei. Lass sie doch. Ich find es nur nicht gut, dass sie nicht drauf achtet, ob sie den Kindern Angst macht.“

„Mensch, Jonathan. Wir haben Maja gar nicht gefragt, wo sie dieses Video gesehen hat. Erinner’ mich dran, dass ich sie morgen frage!“

„Welches Video?“

„Den Horrorfilm über das Hühner-Massaker.“

Wir lachten über den Vergleich von Horrorfilmen mit Schlachthäusern und ich begann, mich auf die Party zu

freuen. Um halb neun waren wir da und damit Annikas erste Gäste.

„Wie schön, dass ihr schon da seid! Ich freu' mich! Das wird eine großartige Nacht!“

Annika küsste uns zur Begrüßung auf beide Wangen und strahlte. Esther erwiderte die Wangenküsse und setzte ein Strahlen auf. Doch ihre Stimmung verfinsterte sich, obwohl sie versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Ich merkte es nur, weil ihr linkes Auge nervös zuckte, wie immer, wenn sie Ärger runterschluckte.

„Echt toll, dass ihr kommen konntet, ihr beiden. War gar nicht so leicht, Mama zu überreden.“

Esthers Auge zuckte wieder und ich verstand nicht, was los war.

„Wozu hast du Mama überredet?“

„Dass sie auf eure Kinder aufpasst. Sie wollte doch mit ihren Freundinnen an die Ostsee fahren über Silvester.“

„Ach so. Das hat sie uns gar nicht gesagt.“

„Komisch. Ich war mir sicher, dass ihr das wisst. Aber egal, jetzt feiern wir. Öffnet einfach den ersten Cham-pagner und setzt euch ins Wohnzimmer.“

Sie ließ uns stehen und ging in Richtung Küche. Im Laufen rief sie uns noch etwas zu.

„Ich koche eine Mitternachtssuppe, falls das Buffet nicht reicht.“

Wir setzten uns mit dem Champagner auf die weiße Ledercouch und Esther schimpfte zum zweiten Mal an diesem Abend über eine Verwandte von mir.

„Mama muss ihren Urlaub opfern, damit ihr Spießier endlich mal Spaß habt. Natürlich hab’ ich das für euch eingefädelt. Ach, das wusstet ihr gar nicht?“

Beim Sprechen imitierte sie Annikas Tonfall und trank einen großen Schluck des teuren Champagners.

„Das wäre ehrlich gewesen.“

Ich stellte mein Glas ab, um ihr Knie zu tätscheln und sie so zu beruhigen. Doch sie machte weiter.

„Wir beide sind ein Team. Das versteht deine Schwester nicht. Mit 46 denkt sie immer noch, dass Schmetterlinge im Bauch das Wichtigste in einer Beziehung sind.“

Was für ein verpfuschter Abend. Ich leerte den Champagner in einem Zug und lehnte mich in das riesige Polster der Designer-Couch.

„Das hat sie weder gesagt noch gemeint. Können wir bitte einen schönen Abend haben, Esther? Ohne über meine gesamte Familie herzuziehen?“

Sie hob ihr Champagnerglas hoch und beobachtete, wie darin perfekte kleine Perlen aus Kohlensäure nach oben schwammen.

„Und natürlich gibt es hier keinen Sekt, sondern Champagner. Wer hat, der hat. Aber okay. Sorry, Jonathan. Ja, lass uns feiern.“

Sie beugte sich zu mir herüber.

„Oder muss ich erst noch über deine Kinder meckern?“

Mit einem verführerischen Lächeln beugte sie ihren Kopf ganz nahe zu meinen und küsste mich auf den Mund.

„Danke, dass du die Stimmung noch mal gerettet hast.“

Nach dem Kuss fühlte ich mich etwas besser und goss mir noch ein Glas Champagner ein, das ich wieder in einem Zug leerte.

In dem Moment kam meine Schwester ins Zimmer und stellte uns die nächsten Gäste vor.

„Esther und mein Bruder Jonathan! Hier sind Anna und Dieter. Die beiden haben zwei extrem süße Töchter, eineiige Zwillinge, die sind jetzt ein halbes Jahr alt.“

„Achteinhalb Monate sogar schon.“

Anna korrigierte meine Schwester.

„Auf jeden Fall sind sie noch Babys. Esther und Jonathan haben schon große Kinder und können euch sagen, wie euer Leben die nächsten Jahre laufen wird.“

Meine Schwester ging wieder in die Küche und baute das gerade gelieferte Buffet auf. Dieter setzte sich zu uns auf das Sofa, doch Anna blieb stehen.

„Sollen wir dir nicht helfen?“

„Um Gottes willen. Ihr habt alle vier endlich mal kinderfrei  
Genießt es! Ich schaffe das allein.“

„Gut, dann genießen wir halt den Abend!“

Anna setzte sich zu uns und lächelte jeden einzelnen an. Wir stießen auf den Abend an, wobei Anna Orangensaft statt Champagner trank.

„Ich stille ja noch.“

„Pump doch einfach morgen früh ab. Das hab’ ich auch so gemacht.“

Anna rückte näher zu Esther und die beiden vertieften sich in ein Gespräch, aber ich konnte nicht hören, worüber sie sprachen. Dieterklärte mich über die Vor- und Nachteile verschiedener Lebensversicherungen auf. Meine detaillierten Nachfragen motivierten ihn, tiefer in das Thema einzusteigen, aber sein Smalltalk langweilte mich. Annika kam rein und schaute mich vorwurfsvoll an, weil bereits die zweite Flasche Champagner leer war, brachte aber trotzdem eine neue Flasche herein.

„Ist es okay, dass ich euch Prosecco bringe? Ich bunkere den Champagner lieber zum Anstoßen um Mitternacht.“

„Mach das. Mit Champagner vorglühen ist echt ein bisschen dekadent.“

Ich trank den Prosecco halb aus und bemerkte, dass die anderen nicht mittranken. Hoffentlich hielten Anna und Dieter mich nicht für einen Alkoholiker. Vorsichtshalber

nahm ich mir einen Saft und hörte Dieter einfach nicht mehr zu. Er schien es nicht zu merken. Irgendetwas war aus meinem Leben verschwunden. So wie Farben in der Abenddämmerung untertauchen und ein Bild der Welt in Grautönen zurücklassen. Wenn man mit dem Auto durch die Nacht fährt, sieht man die Welt wie ein Farbenblinder. Aber dazwischen leuchten bunte Bilder auf, von den Autoscheinwerfern angestrahlte Schilder und Leuchtreklamen. Genauso verlief mein Leben: Früher leuchtete es bunt, doch nach und nach verlor es seine Farben. Damit etwas farbenfroh strahlte, musste es künstlich beleuchtet werden.

Irgendwann nahm der Abend endlich eine gute Wende. Mindestens 20 Leute tanzten im Wohnzimmer zum Song *Lust for life* von Iggy Pop. Das Lied bewirkte, dass ich auch wieder Lust aufs Leben bekam. Danach lief *I just can't get enough* von Depeche Mode und ich tanzte das erste Mal seit zehn Jahren. Esther sang laut mit und drehte ihren schlanken Körper mit hochgehobenen Armen um die eigene Achse. Sie sah gut aus in ihrem schwarzen Minikleid, einer Netzstrumpfhose und fast kniehohen Stiefeln. Nur ihren Mund und ihre Fingernägel hatte sie kirschrot angemalt, ganz minimalistisch. Sie strahlte mich an. Hatte sich das Leben früher immer so leicht angefühlt? Ich erinnerte mich nicht.

Leider wurde mir beim Tanzen schlecht und ich setzte mich wieder auf das weiße Ledersofa zu Dieter, der ebenfalls angeschlagen aussah.

„Der Wodka war zu viel für uns, was?“

Ich nickte nur und lehnte meinen Kopf an ein riesiges Kissen.

„Ich muss die ganze Zeit an euch beide denken. Anna hat mir nämlich erzählt, dass ihr euch schon im Kindergarten kennengelernt habt. Stimmt das?“

Ich nickte nur, denn es drehte sich immer noch alles um mich herum und ich wollte nicht sprechen.

„Wow. War Edith wirklich deine erste Freundin?“

Ich nickte wieder und strengte mich an, einen Brechreiz zu unterdrücken. Dieter schien es zu merken.

„Pass auf. Leder lässt sich schlecht reinigen und das Sofa kostet, keine Ahnung. Ne Menge. Sag mal, hattet ihr nie eine Beziehungspause? Wie lange seid ihr zusammen?“

„25 Jahre. Ohne Pause. Und sie heißt Esther.“

Das Sprechen fiel mir schwer und ich merkte, dass ich lallte.

„Darf ich dich mal was Privates fragen? Hast du nie mit einer anderen Frau gefickt?“

Ich drehte meinen Kopf vorsichtig zu Dieter, um ihn direkt anzuschauen. Dadurch drehte sich der Raum noch schneller um mich, aber der Brechreiz hörte auf.



„Du bist ja ganz schön neugierig, Dieter. Ich hab immer nur mit Esther geschlafen. Ficken mag ich nicht, also das Wort.“

Dieter riss seine Augen weit auf und wirkte auf einmal fast nüchtern. Er sprach auch so.

„Oh, Mann. Ich denke immer, ich verpasse etwas, seit ich verheiratet bin und Kinder habe. Ich kann mir nicht vorstellen, den Rest meines Lebens nur noch mit Anna zu schlafen. Und dabei ist sie schon die dreizehnte Frau, mit der ich geschlafen habe. Ich schieb' echt Panik deswegen. Ich liebe sie nämlich. Das ist echt ein Problem für mich. Geht dir das nicht auch so?“

„Keine Ahnung. Ich bin glücklich mit Esther. Ich will nur sie.“

„Beneidenswert. Ich organisier uns noch 'nen Wodka, okay?“

Ich nickte und Dieter stand torkelnd auf. Warum wollten andere Männer immer mit vielen Frauen schlafen? Ich verstand das nicht, ich wollte immer nur Esther. Allerdings wollte Esther mich nicht mehr. Unser letzter Sex fand vor zwei Jahren statt. Aber das ging Dieter nichts an.

Annika drehte die Musik ab und ihre Gäste schauten sie aufmerksam an.

„Nur noch zehn Minuten! Holt euch Champagner zum Anstoßen!“

Die Leute drängelten sich um die Champagnerflaschen und ich stand vorsichtig auf. Einigermaßen gerade ging ich zur Küche, wo sie alleine am Buffet stand und Salat aß. Als sie mich sah, fing sie an zu kichern und umarmte mich.

„Katrin und ich haben gerade einen Joint geraucht. Oh, Mann. Das hab ich echt mal gebraucht. Katrin hat mir was für dich übrig gelassen, als Beziehungstherapie.“

Über das Wort Beziehungstherapie musste sie so lachen, dass ihr die Tränen kamen. Gemeinsam schwankten wir auf die Dachterrasse und rauchten den Rest des Joints. Danach musste ich auch kichern. Ich erzählte ihr von Dieter und sie fragte mich, ob ich wirklich nie eine andere Frau begehrt hatte. Als ich das bejahte, fing sie wieder an zu lachen, bis ihr die Tränen kamen. Ohne zu wissen warum, lachte ich mit. Mein Gehirn funktionierte zum Glück nicht mehr so richtig. Dichter, grauer Rauch zog wie Nebel über die Dachterrasse, die Leute zündeten bereits Raketen. Die Wolke aus Qualm verschluckte mich, so dass ich nichts mehr sah. Blindlings tastete ich nach Esther. Dabei fühlte ich mich wie in einem Traum.

„Was machst du, Jonathan?“

„Kannst du mich etwa sehen?“

„Klar, ich bin ja nicht blind.“

Der Rauch verschwand, und Esther setzte sich kichernd auf den Boden. Hatte ich halluziniert? Obwohl ich mich darüber wunderte, lachten wir weiter, bis wir Bauchweh bekamen und weinen mussten.

Mit tränenverschmierten Augen liefen wir zurück in die Wohnung. Die anderen gratulierten sich bereits zum neuen Jahr. Aus den Boxen ertönte ein sehr altes Lied: *Dreams are my reality* aus dem Film La Boum. Vereinzelte Pärchen tanzten so engumschlungen wie auf einer Teenager-Party. Ich schaute Esther an und sie gefiel mir ausgesprochen gut mit ihren langen, braunen Haaren und den blauen Augen. Ein bisschen sah sie aus wie Schneewittchen. Ihre Wangenknochen stachen hervor, sie besaß eine Stupsnase und einen süßen Mund, klein und voll. Obwohl sie bald 43 wurde, drehten sich immer noch viele Männer nach ihr um. Es machte mich stolz, dass sie zu mir gehörte. Sie sah ziemlich sexy aus. Ich ging auf sie zu, umschlang sie und wir tanzten zusammen mit den anderen Pärchen. Mitten zwischen all den Leuten fühlte ich mich erregt und küsste sie auf den Hals. Esther zog mich ins Schlafzimmer, das heute Abend als Garderobe diente. Dort knutschten wir wie zuletzt als Teenager. Ich wagte mich jedoch nicht sie anzufassen, denn ich wusste, wie schnell diese Stimmung zerbrechen konnte. Das Knutschen tat mir gut, endlich füllte sich mein Leben wieder mit Farbe. Als ich mich gerade traute, meine Hand unter ihr Kleid zu stecken, ging die Tür auf und Dieter kam herein.

„Sorry, ich wollte euch nicht stören.“

„Kein Problem.“

Esther löste sich von mir.

„Anna hat einen Anruf von der Babysitterin bekommen. Emily hat 39 Grad Fieber. Ich suche nur schnell unsere Jacken.“

Esther und ich halfen ihm dabei. Beim Rausgehen flüsterte er mir noch etwas ins Ohr.

„Du bist echt ein Glückspilz, wie kann Liebe nur so lange sexy bleiben?“

Ich antworte nichts darauf. Er schloss die Tür diskret hinter sich und ich umschlang Esther wieder, doch sie stieß mich weg.

„Lass uns wieder zu den anderen gehen. Bin gerade nicht mehr in Stimmung.“

Wir verabschiedeten uns bald und fuhren mit einem Taxi nach Hause. Auf der Rückbank des Taxis lehnte Esther sich an mich und kraulte meinen Nacken, genauso wie früher. Wann hatte sie damit aufgehört? Ich wusste es nicht. Ich legte meinen Kopf auf ihre Schulter und vergrub mein Gesicht in ihrem Hals.

„Ich liebe dich.“

Damit der Taxifahrer mich nicht hörte, flüsterte ich sehr leise. Esther lachte und küsste mich auf die Wange.

Zu Hause führte sie mich ohne Umwege ins Schlafzimmer und wir zogen uns aus. Eng umschlungen legten wir uns auf das Bett und knutschten. Esther küsste meine Brust und ihr

Kopf wanderte weiter in Richtung meines Bauchnabels. In dem Augenblick verhinderte ein Filmriss, dass mir die nächsten Minuten im Gedächtnis blieben. Meine nächste Erinnerung bestand daraus, wie ich auf dem Boden des Badezimmers kniete und mich in die Kloschüssel übergab. Nach einer Weile ging es mir besser, ich duschte und putzte mir die Zähne besonders gründlich.

Aufgeregt und frisch ging ich zurück ins Schlafzimmer. Aber Esther schlief bereits. Sie hatte unsere Kleidung noch ordentlich über einen Stuhl gehängt und sich sogar ein Schlafshirt übergezogen. Ich hatte es vermasselt. Traurig legte ich mich auf meine Betthälfte, meine Augen füllten sich mit Tränen. Das letzte Mal hatte ich vor zwei Jahren geweint, als mein Vater gestorben war. Damals nahm Esther mich in den Arm und tröstete mich. Seitdem hat sie mich nie wieder umarmt, bis auf heute Nacht. Was konnte ich tun, damit sie mich wieder so liebte wie früher? Während ich grübelte, schlief ich ein. Als ich aufwachte, lag niemand mehr in der Doppelbetthälfte neben meiner. Unser alter Radiowecker zeigte in grünen Neonfarben die Zeit an. 13:09. So spät schon. Esther holte bestimmt Maja und Jonas bei meiner Mutter ab. Ich nahm mein Handy in die Hand und sah, dass jemand bereits dreimal versucht hatte, mich zu erreichen. Ich rief die Festnetznummer zu-rück und meine Mutter nahm ab.

„Mama?“

„Jonathan, wo bleibt ihr denn?“

## KAPITEL 4

### ESTHER, SILVESTER 2020

Am Silvestermorgen um Punkt zehn Uhr klingelte es. Durch den Lautsprecher der Gegensprechanlage ertönte Jonas verzerrte Stimme.

„Mama, ich bin schon wieder daa-a.“

„Wo ist denn Papa?“

„Weiß nicht.“

So schnell ich konnte rannte ich mit Sandra die vier Etagen hinunter zur Haustür. Dort wartete mutterseelenallein mein Sohn mit seiner Reisetasche, die wie ein Marienkäfer aussah. Ich suchte die Straße in beide Richtungen ab, sah aber nirgendwo den roten Sportwagen seines Vaters.

„Mein kleiner Marienkäfer! Ich freue mich total, dich wieder bei mir zu haben!“

Er strahlte und streckte mir die kleinen Ärmchen hin, damit ich ihn hochhob. Ich trug mein Kind in unsere gemeinsame Wohnung und Sandra schleppte seinen Koffer ins Dachgeschoss. Meine Schulfreundin war extra aus unserer Kleinstadt in Westdeutschland angereist, um Silvester mit mir in Berlin zu feiern. Ich kochte Jonas einen Kakao aus echter Schokolade und Sandra rief seinen Vater an.

„Er geht nicht ran.“

„Das war klar.“

„Was machen wir jetzt?“

Spätestens in zwei Stunden mussten wir beginnen, eine Feier für über 50 Gäste vorzubereiten. Ich hatte seit zehn Jahren keine Party mehr veranstaltet und freute mich darauf wie ein Teenager. Silvester ohne Kinder. So wie früher. Maja verbrachte den Jahreswechsel bei ihrer Großmutter und ihr kleiner Bruder Jonas sollte mit seinem Vater an die Ostsee fahren.

„Ich nehme Jonas mit ins Café.“

„Ruf Majas Oma an. Sie ist deine einzige Chance.“

Sandra schaute mich ernst an. Ich gab mir einen Ruck, wählte die Nummer und erklärte meiner ehemaligen Schwiegermutter die Situation.

„Das arme Kind. Wie geht es ihm?“

„Er trinkt Kakao und lacht über seinen Schokoladenschnäuzer.“

„Vielleicht ist er froh, von seinem Erzeuger weg zu sein.“

Ich wollte mich nicht auf eine Diskussion über Jonas Vater einlassen, also schwieg ich.

„Esther, du musst das klären lassen. Aber jetzt bringst du mir erstmal Jonas vorbei. Maja freut sich.“

„Wenigstens für Schwiegermütter habe ich ein Händchen.“

Nachdem ich aufgelegt hatte, kamen mir vor Rührung Tränen, die ich vor Sandra verbarg. Ich erklärte Jonas, dass er nicht bei mir bleiben konnte, weil ich arbeiten musste. Eine Notlüge, die eher mein Gewissen als meinen unbekümmerten Sohn beruhigte. Mit seinem Koffer in Marienkäferform stiegen wir in die S-Bahn und ich gab ein fröhliches Kind ab, das sich auf seine Schwester und Oma Sieglinde freute.

Als ich im Café Frühlingserwachen ankam, kochte Sandra eine Mitternachtssuppe.

„Falls das Buffet nicht reicht. Sicher ist sicher.“

„Wir könnten unsere halbe Kleinstadt bewirten. Eine ganze Woche lang.“

Meine Mitarbeiterin Rita brachte sehr viel Alkohol und Knabbereien vom Großmarkt. In die Tür hing ich ein Schild, auf dem „Geschlossene Gesellschaft“ stand. Sechs Stunden brauchten wir fürs Kochen, Dekorieren und Möbel umstellen. Und um mein schlechtes Gewissen zu vergessen. Anschließend fuhren wir erschöpft nach Hause, ruhten uns kürzer als geplant aus und stylten uns sorgfältig. Fast alle wichtigen Menschen in meinem Leben kamen, und



gemeinsam aßen, tranken, tanzten wir. Ich sprach mit Leuten, die ich seit Jahren nicht gesehen hatte. Sogar ein Joint machte die Runde und ließ mich so hemmungslos lachen, dass meine Augen tränten und mein sorgfältig gezogener Lidstrich verwischte. Gegen vier Uhr morgens verabschiedete ich die letzten Gäste. Da wir kein freies Taxi fanden, liefen Sandra und ich zu Fuß zu mir nach Hause. Satt und zufrieden schliefen wir in unseren Klamotten gemeinsam in meinem Bett, bis der Wecker meines Smartphones uns am nächsten Mittag weckte.

„Guten Morgen, Süße. Das war der perfekte Abend.“

„Die Party hat mich den Sommerurlaub gekostet. Die musste perfekt werden.“

Eine Erinnerung kam mir in den Sinn.

„Hab’ ich in der Garderobe geknutscht oder bilde ich mir das ein?“

„Der hieß Thomas oder Thorsten oder so. Hast du das etwa vergessen?“

„Ne. Kommt mir nur unwirklich vor. Hab’ ich mich blamiert?“

„Weil du mit einem heißen Kerl geknutscht hast?“

„Nein, weil es alle gesehen haben.“

„Ach, Esther. Hast du eigentlich seine Nummer?“

„Ne. Aber er kann ja Rita nach meiner fragen. Mist. Ich muss aufstehen. Spätestens um vier soll ich Maja und Jonas abholen. Willst du noch liegen bleiben?“

„Nur ein bisschen. Gehst du zuerst ins Bad? Dann steh ich auch auf.“

Ich duschte, machte mich zurecht und bereitete ein Katerfrühstück vor, während Sandra das Bad benutzte. Alleine in der Küche versuchte ich, die Ruhe zu genießen. Doch anstrengende Gefühle vertrieben die Stille.

Scham.

Schuld.

Angst.

Wut.

Keine Trauer.

Noch mehr Scham.

Endlich kam Sandra und lenkte mich ab.

„Das Rührei schmeckt richtig lecker. Was tust du da rein?“

„Nur Eier und Salz, kein Geheimrezept. Du bist einfach ausgehungert.“

„Kann sein. Mensch. Heute ist alles wie früher.“

Einen Moment lang genossen wir es, dass wir wie als Jugendliche nach einer Party zusammen in einem Bett geschlafen hatten und den Vormittag darauf nichts zu tun hatten, als gemeinsam zu frühstücken.

„Kannst du dich an Achim erinnern?“

Sandra tat so, als ob sie sich übergeben müsste.

„Klar. Wir haben für einen Jungen geschwärmt, der uns verachtete. Wir waren verstörte Teenies ohne Selbstwertgefühl.“

Sie aß von ihrem Rührei und lachte dabei in sich hinein, so dass sie sich verschluckte und husten musste. Als sie wieder atmen konnte, erzählte sie mir, was sie so freute.

„Man sieht sich aber immer zweimal im Leben.“

„Ist leider noch nie eingetroffen.“

„Doch. Ist es. Ich hab Achim vor ein paar Monaten zufällig gesehen.“

„Und?“

„Er sieht verwahrlost aus und hat eine Glatze.“

„Was? Wo hast du ihn gesehen?“

„Im Park. Er hat Blätter zusammengeharkt.“

„Ist er Gärtner?“

„Er ist bei einem Projekt, in dem ehemalige Junkies sich wieder an ein geregeltes Leben gewöhnen sollen. Stand auf dem Auto, mit dem sie da waren.“

„Die werden an den Pranger gestellt?“

Wir stießen mit unseren Kaffeetassen darauf an, dass es uns besser ging als unserem ehemaligen Schwarm.

„Wir sind ganz schön fies. Schadenfreude bringt schlechtes Karma.“

„Das nehme ich gerne in Kauf.“

Eine Weile aßen wir schweigend weiter, dann erzählte ich, dass mich meine schwankenden Einnahmen belasteten.

„Vielleicht wäre ich doch besser Grundschullehrerin geworden. Teilzeit! Dauernd Ferien! Jeden Monat ein sicheres Gehalt.“

„Als Caféhausinhaberin bist du goldrichtig! Ich hab’ übrigens gestern um Spenden gebeten. Dein Sommerurlaub ist gerettet.“

Zufrieden räumten wir die Küche auf. Doch als ich die Spülmaschine anstellte, verabschiedete sich die kurze Leichtigkeit von mir. Wie vorhin kämpfte ich mit meinen anstrengenden Gefühlen. Sandra bemerkte es.

„Alles okay? Du siehst traurig aus.“

Ich entschied, Sandra von der Schuld zu erzählen, die mich so belastete. Wahrscheinlich wusste sie eh alles. Schließlich war sie dabei, als ich 1993 mein Leben zerstörte. Aber sie wusste nur, dass ich etwas Schlimmes erlebt hatte. Nicht, dass ich es selber verursacht hatte. Als ich fertig war mit Erzählen, füllten sich meine Augen mit Tränen, die ich nicht unterdrücken konnte. Sandra umarmte mich und wiegte mich hin und her wie ein kleines Kind.

„Esther. Du warst vor allem ein unsicheres, junges Mädchen. Klag dich bitte nicht an.“

Nach einer Weile beruhigte ich mich wieder und holte meine alten Tarot-Karten.

„In einer Stunde muss ich die Kinder holen. Bis dahin müssen wir unbedingt noch herausfinden, was das Jahr für uns bereithält.“

In der Straßenbahn, auf dem Weg zu Maja und Jonas, schaute ich aus dem Fenster. Ich wollte herausfinden, wie vermüllt die Stadt am Neujahrmorgen aussah. Doch während ich einstieg, legte sich ein schwerer, grauer Nebel über die Straßen. Er war so dicht, dass es aussah, als würde die Straßenbahn durchs Nichts gleiten, wie in einem Alptraum. Kaum setzte ich mich, schlich sich Jonathan in meinen Kopf. Wie so oft. In einer Endlosschleife durchlebte ich immer wieder unsere Zeit als Teenager. Am liebsten überfiel er mich, sobald ich mich entspannte. Ich ärgerte mich daher ein wenig über ihn, was absurd war. Manchmal sah ich ihn an einer Straßenecke stehen, manchmal erschien er mir nachts im Traum. Manchmal spulte sich die Vergangenheit wie ein besonders lebendiger Film am hellichten Tag vor mir ab. In diesen Filmen versuchte ich, unser Schicksal zu ändern. Irgendwo war ich auf einen falschen Weg abgebogen. Aber wo befand sich der Richtige? Was wäre passiert, wenn ich keinen Fehler gemacht hätte? Vielleicht wären Jonathan und ich ein richtiges Paar, mit Kindern, in der Anliegerwohnung seiner Eltern. Ich vermisste ihn mehr als alles andere auf der Welt. Endlich kündigte der Bildschirm in der Bahn meine Haltestelle an und ich stand auf und vergaß Jonathan. Kurz befürchtete ich, dass ich den Weg zu meinen Kindern blind finden musste. Doch als ich ausstieg, umgab mich klare, sonnige Luft ohne Nebelschwaden.

## KAPITEL 5

### ESTHER, 1993

Ein Mitarbeiter der örtlichen Krankenkasse besuchte unsere Klasse. Herr Hupertz sah ein wenig aus wie eine Comicfigur. Seine karottenförmig geschnittene Jeans reichte fast bis zur Brust, wo ein Ledergürtel sie festzurte und ein gestreiftes Hemd in ihr verschwand. Seine fettigen Haare rahmten eine Hornbrille ein, welche seine Augen so stark vergrößerte, dass sie wie Fischaugen aussahen. Als er den Klassenraum betrat, unterdrückte ich nur mit großer Anstrengung ein Lachen. Er versuchte uns für Ausbildungen zu begeistern, für die wir kein Abitur brauchten. Im Herbst konnten wir bereits anfangen mit der Arbeit. Ich wollte lieber Schwertschluckerin in einem Zirkus werden oder Sängerin in einem Musical. In einem Büro starb die Seele jeden Tag ein bisschen mehr, bis vom ursprünglichen

Menschen nur noch ein fader Herr Hupertz übrig blieb. Das beobachtete ich an meiner Mutter.

Sein Vortrag über den kaufmännischen Bereich nahm kein Ende und ich langweilte mich wie in fast jeder Unterrichtsstunde. Ein Zettel machte die Runde und verkündete, dass Herr Hupertz gleich heulen würde. Die Ankündigung stammte von Achim, der die beliebten Jungen der Klasse anführte. Ich bewunderte seine Clique. Ohne schlechtes Gewissen freute ich mich auf das Spektakel, dem ich gleich beiwohnen würde. Unser Lehrer hatte Herrn Hupertz mit uns alleine gelassen, so wie ein Zoowärter Fleisch im Tigerkäfig zurücklässt: Um den Hunger der Bestien zu stillen. Herr Hupertz empfahl uns gerade den Beruf des Sozialversicherungsfachangestellten, kurz Sofa.

„Cool!“

Der Ruf ertönte aus der Reihe hinter mir.

„Da kann ich den ganzen Tag auf dem Sofa liegen und mir die Eier kraulen. Geil, wie viel krieg’ ich dafür?“

Herr Hupertz schaute zunächst verlegen, entschied sich aber dazu, mit Achim in den Ring zu steigen.

„Wo gibt es Geld fürs Eier kraulen? Das würde ich auch gerne wissen!“

Achim grinste, verschränkte seine Arme sehr langsam hinter seinem Kopf und lehnte sich auf seinem Stuhl breitbeinig nach hinten. Er vergewisserte sich, dass wir ihn aufmerksam beobachteten, bevor er zu sprechen ansetzte.

„Beim Pornofilm, würde ich sagen.“

Einige wenige lachten laut, aber die meisten schauten wie ich verlegen auf den Boden.

„Also bei diesem Berufswunsch kann ich euch nicht weiterhelfen. Ich bitte diejenigen von euch, die sich überhaupt nicht für die Arbeit bei der Krankenkasse interessieren, rauszugehen, damit wir ungestört weitermachen können.“

Alle schauten zu Achim. Er schien unsere Blicke zu genießen, nahm triumphierend eine Zigarette aus seiner Tasche, zündete sie an und sprach mit Zigarette im Mund weiter.

„Wie heißen denn Ihre Filme? Hupi kriegt die Eier geleckt? Gibt es die in der Videothek vor Ort?“

Er blies Rauch aus, und wie auf ein unsichtbares Zeichen stand seine Clique gleichzeitig mit ihm auf und verließ wortlos den Raum. Wir anderen blieben wie versteinert sitzen, Herr Hupertz sackte in sich zusammen. Nach einigen Augenblicken, es können Sekunden oder Minuten gewesen sein, erhob sich die sonst immer brave und schüchterne Klara und ging hinaus auf den Flur. Einer nach dem anderen folgten wir ihr wortlos. Auf dem Flur klatschten sich Achim und Lars ab.

Jonathan blieb als einziger im Klassenraum und ich fand es unangenehm, fast peinlich, dass er mein bester Freund war. Ich sorgte mich vor Spott. Nicht ohne Grund. Während



Achim seine Zigarette aufrauchte, beobachtete er mich und ließ seinen spöttischen Blick über meinen Körper wandern. Schließlich schnipste er den Zigarettenstummel auf den Boden und kniete vor mir nieder. Theatralisch warf er die Arme in die Höhe und hielt eine Predigt.

„Sofa und Esther, ihr seid ein Traumpaar mit ehrgeizigen Zukunftsplänen. Ihr seid so ambitioniert! Aber gibt es überhaupt euren erhofften Eintrag zum langweiligsten Menschen der Welt im Guinness-Buch der Rekorde? Egal, meinen Respekt habt ihr. Ich verleihe euch hiermit feierlich den Titel *Spießher der Schule*.“

Er stand auf, verbeugte sich und gab mir einen Handkuss. Die Klasse lachte nicht, sie grölte. Und ich hörte mir selber dabei zu, wie ich meinem besten Freund in den Rücken fiel.

„Jonathan ist nicht mein Mann! Ich weiß auch nicht, warum er bei diesem Idioten geblieben ist und sich vollquatschen lässt. Er ist manchmal echt komisch.“

Ein paar lachten über meine Verteidigung, aber die meisten ignorierten mich einfach und verarbeiteten gemeinsam mit ihren Freunden, was sie gerade erlebt hatten. Achim schaute auf mich herab und seine Augen leuchteten auf eine Weise, die mich erstarren ließ. So wie ich mir den Blick eines Jägers vorstellte, der gerade ein Reh schoss. Erregt vom Töten.

Am Nachmittag besuchte mich Sandra. Wir analysierten das Verhalten der Clique in Herrn Hupertz' Stunde.

„Achim hat sich echt was getraut.“

„Ja, cool wie immer. Weißt du was, Esther. Ich glaube, der steht auf dich.“

„Wie kommst du denn darauf?“

„Was sich neckt, das liebt sich. Er schenkt dir ganz schön viel Zeit. Aufmerksamkeit.“

„Ganz tolle Aufmerksamkeit, könnte ich gut drauf verzichten.“

„Das Problem ist dein Ruf. Deswegen kann er nicht offen zugeben, dass er in dich verknallt ist.“

„Was stimmt denn nicht mit meinem Ruf?“

„Also, zum einen bist du den anderen zu brav. Und Jonathan färbt natürlich auch auf dich ab.“

„Und was soll ich machen?“

„Vielleicht rauchen? Oder so einen Nasenring stechen lassen? Oder...“

Sie zögerte, bevor sie den nächsten Satz so schnell wie möglich raushaute.

„Oder du triffst dich in Zukunft heimlich mit Jonathan.“

Wir schwiegen eine Weile, in der ich schockiert feststellte, dass mir ihr letzter Vorschlag gefiel.

„Über das letzte denke ich nach.“

Das andere wollte ich nicht, denn darüber würden die anderen wahrscheinlich lästern. So etwas ließ zwar ohnehin

coole Leute noch gottähnlicher wirken, aber bei uns Außenstehenden wirkte der Zauber solcher Erkennungszeichen nicht, wir wirkten damit seltsam deplatziert.

Während Sandra und ich in meinem Zimmer saßen, klingelte es. Da meine Mutter arbeiten war, öffnete ich die Tür. Jonathan stand vor mir mit geschwollenen und geröteten Augen.

„Kann ich bitte reinkommen?“

Er klang erbärmlich, aber ich wollte nicht, dass Sandra ihn entdeckte. Ich musste ihn schnell und unauffällig loswerden.

„Sorry, du. Sandra ist gerade da und sie hat, äh, Liebeskummer!“

„Ist sie nicht gerade vor ein paar Tagen erst mit Christian zusammen gekommen?“

„Ja, aber irgendwie – ach weiß auch nicht. Kriselt schon.“

„Ist schon okay.“

Mehr sagte Jonathan nicht, er drehte sich um und ging mit hängenden Schultern und hängendem Kopf weg. Ich schaute ihm noch eine Weile hinterher und ging zurück in mein Zimmer, wo ich Sandra erzählte, dass jemand geklingelt hatte, um Werbeprospekte in die Briefkästen zu werfen.

„Das hat aber lange gedauert. Egal, ich muss dir noch was von Christian erzählen.“

Sandra ging seit vier Tagen fest mit Christian und er drängte sie dazu, Petting zu machen. Sie fühlte sich von ihm ausgenutzt. Somit hatte ich Jonathan gar nicht angelogen.

Am frühen Abend traf ich mich mit meiner Mutter in der Stadt, weil sie mich zum Essen einladen wollte. Sie wartete bereits vor der Pizzeria auf mich. Während wir uns begrüßten, blieb ein Passant wie angewurzelt vor uns stehen. Er besaß die gleichen mandelförmigen, blauen Augen wie ich und starrte mich fast entsetzt an. Meine Mutter schnaubte, scheinbar kannte sie ihn, wollte ihn aber nicht treffen. Sie trat mit dem rechten Fuß mehrmals auf, was mich an bockende Pferde erinnerte.

„Was für eine schöne Überraschung dich zu sehen, Walter!“

Sie sprach in ihrer schrecklichsten Stimme, vor der ich Angst hatte.

„Walter, das ist Esther. Esther, das ist dein Erzeuger.“

Der Mann lächelte mich freundlich an.

„Hallo Esther. Was für ein schöner Name.“

Er streckte mir die Hand entgegen, aber ich schaute weg. Warum kannte er meinen Namen nicht?

„Was erwartest du nach 16 Jahren? Soll sie dir um den Hals fallen und Papi zu dir sagen?“

Meine Mutter keifte sehr laut, einige Leute schauten sich bereits nach uns um. Ich wollte so schnell wie möglich von

hier weg kommen. Walter errötete, was ich aus den Augenwinkeln wahrnahm.

„Ich mach mich dann wieder auf den Weg. Auf Wiedersehen, Esther. War nett dich mal zu sehen.“

Mit diesen Abschiedsworten ließ er mich und Mama vor dem Restaurant zurück. Beim Pizzaessen sprach sie acht verstörende Worte aus.

„Wäre ich doch nur damals nach Holland gefahren.“

Die Worte klangen bedrohlich und ich ahnte, was sie damit meinte. Als meine Mutter mit mir schwanger war, mussten Frauen aus Deutschland nach Holland reisen, um dort einen Schwangerschaftsabbruch vornehmen zu lassen. Ein vager Gedanke verriet mir, dass ich bereits seit Jahren wusste, dass sie mich abtreiben lassen wollte. Aber mir fiel nicht ein, woher. Dieser vage Gedanke verschwand plötzlich wieder aus meinem Gedächtnis. Ich fühlte mich schrecklich, konnte aber nicht sagen, warum. Dann fiel mir ein, dass ich Jonathan verleugnet hatte. Kein Wunder, dass mich ein schlechtes Gewissen plagte.

„Mama, darf ich nach dem Essen noch Jonathan besuchen?“

„Was willst du denn bei ihm?“

„Wir wollen uns die Englisch-Vokabeln für den Test morgen abfragen.“

„Guter Grund. Sei einfach bis zehn zurück. Und sei leise, wenn du nach Hause kommst. Ich bin jetzt schon müde.“

Wenig später öffnete Frau Kellermann mir die Tür und machte ein besorgtes Gesicht.

„Weißt du, was mit Jonathan los ist? Er wirkt ganz verstört.“

Ich verneinte und klopfte an seine Tür. Er ließ mich rein, aber er wirkte abwesend. Jonathan lag auf seinem Bett und starrte an die Decke. Ich setzte mich auf seinen Schreibtischstuhl und rollte damit zu ihm. Seine Lider waren wieder abgeschwollen, aber sein abwesender Blick erschreckte mich. Ich erzählte ihm von Sandras Problem und wollte wissen, ob er als Junge dachte, dass Christian sie nur ausnutzen wollte.

„Keine Ahnung. Dann müsste er ein großer Arsch sein. Ich kann mir nicht vorstellen, dass der nur so tut, als ob er in sie verliebt sei, nur um ein bisschen, na ja, du weißt schon.“

Wir wechselten das Thema und unterhielten uns über die Tipps von Herrn Hupertz.

„Der Job hört sich ziemlich langweilig an. Mir hat der Sofa-Mann nur so leid getan, ich konnte einfach nicht mit rausgehen.“

„Sofa-Mann?“

„Das war doch die Abkürzung für diese Ausbildung. Mir fällt nicht mehr ein, wie der Beruf richtig heißt.“

„Ja, stimmt. Mir auch nicht. Sofa-Mann hatte keinen guten Tag. Sag mal, hast du vorhin geweint?“

Ich wollte Jonathan trösten.

„Schon okay. Bin ja scheinbar nicht der einzige, der dich mit seinen Problemen nerven will.“

Er versuchte zu lächeln, aber er schaffte es nur, den linken Mundwinkel etwas hochzuziehen. Mein Herz zersprang fast vor Mitleid und ich bekam Gewissensbisse, denn ich hatte kurz davor gestanden, meinen besten Freund zu verraten. Ich setzte mich auf die Bettkante und beugte mich zu ihm hinunter, um ihn zu umarmen. Es fühlte sich komisch an – immerhin war Jonathan ein Junge. Viele aus unserer Klasse hatten schon Sex und Jonathan und ich berührten uns schon lange nicht mehr so unbefangen wie früher. Er reagierte nicht auf meine Umarmung und versteifte sich sogar.

„Du, ich muss noch Hausaufgaben machen.“

Jonathan setzte sich hin, aber ich ließ ihn nicht los und er wehrte sich nicht. So blieben wir eine Ewigkeit sitzen, bis sich Jonathans Muskeln entspannten und er sein Gesicht in meinem Hals vergrub. Ich kraulte seinen Nacken. Nach einer Weile umarmte er mich zurück und drückte mich sehr fest an sich. Wir blieben so sitzen, bis Jonathans Mutter an die Tür klopfte, weil es schon so spät war und ich nach Hause musste. Ich war verwirrt. Auf dem Nachhauseweg grübelte ich darüber, was mit mir und Jonathan passierte. Einerseits fand ich ihn peinlich, andererseits schien ich ihn zu lieben!

Als ich an diesem Abend im Bett lag, fasste ich den Plan, meine Jungfräulichkeit an Jonathan zu verlieren. 16 erschien mir als das perfekte Alter fürs erste Mal. Ich wollte, dass

mein erstes Mal mit jemand Besonderem passierte. Und dieser besondere Junge war Jonathan, egal, was die anderen von ihm dachten. Außerdem musste es keiner erfahren. Vielleicht sollte ich ihn sogar immer heimlich treffen.



